Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

213 (12.9.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 210

Visual Library

Nr. 210. **Karlsruhe, Sonntag, den 12. September** **1897.**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Radfahrer. (14)

Humoristischer Roman von Heinrich Lee.

(Nachdruck verboten.)

In das Bild seiner Zukunft versunken, lenkte Hermann mit Hilfe eines Stadtplans, den er in einer Buchhandlung erstanden hatte, seine Schritte, indem er durch die stillsten Straßen ging, der Erlenriede zu. Die schönen wohlgepflegten Wege und Alleen lagen verwaist, aber die alten grünen Buchenkronen mit ihren schlanken, glatten, bräunlichen Stämmen, dazwischen die Brombeergebüsche und starren Schachtelhalme am Fuße des Stangenholzes und die halb mannshohen Farren, die darunter an den Wegrändern wucherten, sprachen zu Hermann eine vertraute, besänftigende und versöhnende Sprache. Manches welke Blatt fegte schon am nassen Erdreich hin und aus dem Walde drang an manchen Stellen ein Moderduft heraus, der Duft des nahenden Herbstes.

Die Allee wurde von einer Chaussee durchkreuzt. Pappelreihen säumten sie ein. Zu beiden Seiten zogen sich Stoppel- und Kartoffelfelder hin. Ganz im Hintergrunde lag die Stadt und am Horizont wurde der ferne, blaue, niedrige Gebirgszug sichtbar.

Ein hochbefrachteter Rollwagen kam von dem der Stadt entgegengesetzten Ende, wo der Güterbahnhof lag, langsam heran. Zwei schwere Braune zogen ihn. Der Kutscher saß auf einer Kiste, hielt lässig die Zügel in der Hand und sah den des Weges kommenden feingekleideten Spaziergänger nicht freundlich an.

„Warum bin ich nicht Einer wie Du", dachte dieser Kutscher für sich.

„Ein Eremit kann ich nicht sein. Aber ich wünschte, daß ich auf Deiner Kiste säße, dann wär' ich ein gesunder Sohn des Volkes, hätte für Leib und Seele eine tüchtige körperliche Arbeit, die mir die Grillen aus dem Kopfe treibt. Ich glaub', mir wäre dann geholfen."

Das dachte der feingekleidete Spaziergänger für sich, der sich nun in den Wald verlor, während Kutscher Baumann seine Pferde nun weiter der Stadt entgegen trieb.

Wenn dieser junge Mensch über die Landstrecken fuhr und seine dicken Braunen liefen gemächlich von selber und er brauchte seine Aufmerksamkeit nicht anzustrengen, so dachte er, auf einer Kiste oder Tonne sitzend, über die vielen und bitteren Ungerechtigkeiten nach, die eine parteiische Weltordnung unter den Menschen angerichtet hatte. Der junge Baumann war einst ein vergnügter und lebenslustiger Bursche gewesen. Wenn er im Speicherhofe auf den leeren Wagen herumspringen und auf dem Bock den Kutscher spielen durfte, oder wenn ihn sein Vater im Stall auf die alte Liese, einen guten Fliegenschimmel, hob, und ihn reiten ließ, oder gar, wenn eine Fuhre über Land ging und der Vater hob ihn auf ein Zuckerfaß herauf und die Fahrt ging nun aus der dumpfen, dunklen Stadt zwischen grünen Wiesen und Wäldern in den Sommertag hinein, dann jauchzte der kleine Max, und Herr von Rothschild war gewiß nicht sorgenloser und nicht glücklicher, als der kleine Junge Fuhrmann Baumann's. Das änderte sich, als aus dem kleinen Jungen ein Jüngling geworden war. Als ein rechtes Fuhrmannskind verstand Max, zwölf Jahre alt, mit Geschirr und Pferden und Wagen schon so gut umzugehen, wie ein großer, und nach der Einsegnung fuhr er nun als wohlbestallter Kutscher der Firma Schmidt seine erste Fracht. An den Landstraßen standen Wirtshäuser und Ausspannungen, wo die Pferde vor dem Wagen ganz von selber still hielten und nicht eher weiter wollten, bis der Kutscher drinnen seinen Korn und sie selber aus der Krippe ihren Haber bekommen hatten. In solchen Stuben traf Max mit mancherlei Kollegen zusammen, einer zog unter seiner Lederschürze eine Zeitung hervor und las daraus vor, wie ungerecht der Reichtum in der Welt verteilt wäre und daß die Menschen alle gleich wären und jeder dasselbe Recht hätte, wie der andere. Erst hörte der junge Schmidt'sche Kutscher nicht viel auf solche Kameraden, sondern er trank ruhig, wie er es von seinem Vater gesehen hatte, sein Glas Fünfpfennigbier, ein dunkelbraunes, schäumendes und den Durst vorzüglich stillendes Getränk und aß sein mitgebrachtes Brot mit guter Wurst dazu. Der junge Schmidt'sche Kutscher war aber kein dummer Kerl und was solche Kameraden sagten, das gab ihm auf seinen Landstraßenfahrten nach und nach zu denken. Der Vater hatte, seit die Mutter tot war, den Hausstand aufgelöst und für sie beide ein ganz billiges möbliertes Zimmer gemietet, wo sie nun schon seit Jahren wohnten. Im Regen, in Kälte, Wind und Wetter hatte sich der Vater seine Krankheit geholt und nun saß er ganze Wochen daheim, die schmerzhaften Gelenke und Glieder mit dicken Tüchern umwunden, in einem ledernen Lehnstuhl am Fenster und sah auf die enge, dunkle Gasse hinaus. Das war für den alten Baumann das schmerzhafteste, schmerzhafter als sein Rheumatismus, daß er nicht mehr wie auf seinen Fahrten den freien Himmel und die grünen Wälder sah oder im Winter die schneebedeckten weiten Flächen, wo die Krähen herumflogen und die Dörfer von ferne so still wie lauter Kirchhöfe daraus hervorragten. Max hatte seinem Vater vor dem Fenster ein Blumenbrett gezimmert, das er mit grüner Oelfarbe anstrich, und ein paar Töpfe mit Fuchsien, Camillen und Pfefferkraut darauf gestellt. Wenn aber Max nach Hause kam, dann sprach Vater Baumann, sein Pfeifchen mit dem billigen Knaster im Munde und den Kopf nach dem blauen, spätsommerlichen, dämmernden Himmelsstreif hinaufgerichtet, der zwischen die Dächer in die enge Gasse fiel: „Ob die Buchen blos schon gelb werden. In der Erlenriede fangen sie allemal zuerst an. Dort kommen sie auch zuerst, weil die Straße in der Erlenriede sinkt. Da ist es für sie wärmer. Ob sie wohl schon gelb werden!" Und Vater Baumann sah weiter nach dem blauen Streif hinauf Mehr sagte er nicht und klagte auch nicht, aber Max merkte wohl, daß ihm mit den Fuchsien, Camillen und Pfefferkraut

nicht geholfen war. Hätten sie Geld genug gehabt, dann hätten sie hinaus auf's Land ziehen können, wo der Vater doch die Landstraße vor dem Fenster hatte, im Sommer und im Winter. Vom Vater sich trennen und ihn allein in einem Dorfe am Fenster sitzen lassen, das mochte Max nicht und auch der Vater wär's nicht zufrieden gewesen. Er hätte mit dem Vater ziehen müssen, aber morgens um sechs ging das Leben in den Schmidt'schen Höfen und Speichern schon los; eine Equipage, um früh genug in die Stadt zu kommen, hatte ein Proletarier nicht und die Eisenbahn, abgesehen von den unzulänglichen Verbindungen, war zu teuer. Ein ganzes Lebelang hatte Vater Baumann in seinem schweren Dienst gearbeitet und das war nun das freudenlose Ende seiner Tage, und wenn Max einmal wieder später als sonst nach Hause kam und dem Vater erzählte, daß er in einer politischen Versammlung gewesen war, so sagte noch der alte Mann, den Kopf schüttelnd: „Laß doch die Versammlungen und Zeitungen. Die haben einen Menschen noch nicht zufriedener gemacht. Wir haben unser Brot, und alles kann der Mensch nicht haben, auch kein König und kein Kaiser nicht. Ich hab' sechsundvierzig Jahre auf dem Bock gesessen und früher, wie noch nicht überall Eisenbahnen waren, da hat unsereins von der Menschheit mehr zu sehen bekommen, als Deine klugen Leute heutzutage alle miteinander, und das bayerische Bier haben früher blos die Reichen getrunken. Alles ist besser auf der Welt geworden, blos die Menschen selber nicht, sondern die werden unzufriedener, je besser sie's kriegen. Und wenn Dir die Reichen nicht recht sind — reich sind die Schmidt'schen Herrn auch, und mir geben sie die Pension, ohne daß ich sie mir verdiene, und wären sie nicht reich, dann könnten sie mir das Geld nicht geben und dann könntest Du ganz alleine für mich sorgen. Das ist doch dummes Zeug, daß die Reichen immer die schlechten und die Armen immer die guten Menschen sind. Die Schmidt'schen Herren sich auch gut, und zu Dir und mir sind sie's erst recht, und ihr Geld, auch für mich, wo ich's nicht verdiene, das läßt Du Dir an jedem Sonnabend bezahlen und darum sollst Du nicht undankbar sein."

„Du denkst halt nur an Dich und mich", erwiderte Max auf solche Reden seines Vaters, „ich denk' eben auch an die Andern."

„Was willst Du denn mit denen?" fragte Vater Baumann darauf. „Hunger und Jammer giebt's genug auf der Welt, das brauchen einem die jungen Menschen, die in den Versammlungen reden und für die Zeitungen schreiben, nicht als was Neues zu erzählen. Blos davon sagen sie nichts, daß auch die Reichen ihren Kummer und ihren Jammer haben. Darum sollst Du Dich um die Andern nichts kümmern und erst zusehen, wie Du allein mit Dir zufrieden wirst. So hab' ich's gemacht, und wenn's Jeder auf der Welt so thäte, dann hätten wir's besser alle miteinander."

Um die Lebensweisheit Vater Baumanns prasselte der Regen, pfiff der Wind, wehte der Sturm. Ein halbes Jahrhundert lang hatte er hoch über der Landstraße auf einer Kiste oder einer Tonne gesessen, wie jetzt Vater Baumanns Sohn darauf saß und gleich ihm selber über Welt und Menschen nachsann. Die Straßen waren dank der öffentlichen Wohlfahrtspflege kunstvoller und besser geworden; die Buckeln und Pfützen, die noch zu Vater Baumanns jungen Zeiten die Fahrt erschwerten, waren verschwunden, aber der jungen Generation wollten die guten neuen Straßen nur als etwas Selbstverständliches erscheinen und sie würdigten sie nicht, weil sie die alten nicht gekannt hatten.

Wenn Vater Baumann seinem Sohn den Rat gab, erst mit sich selbst zufrieden zu werden, so versetzte Max darauf:

„Bist Du's denn, Vater, zufrieden, daß Du in die enge Gasse sehen mußt, und nicht die Wiesen und die Felder und den Wald sehen kannst?"

„Der Wald," sagte Vater Baumann, „der Wald!"

Und wie er in die enge Gasse sah, in die jetzt freundlich ein Strahl der goldenen warmen Abendsonne fiel, als sollte die enge Gasse wenigstens zum Abschied nicht ganz von ihr vergessen werden, da war es, als tauchten die alten grünen Ränder, an denen er viel tausendmal vorbeigefahren war und wo ein jeder grauer oder bemooster Stamm wie ein Bekannter schon auf ihn wartete, noch einmal drüben an der dunklen Häuserreihe vor ihm auf und grüßten ihn.

„Den möcht' ich wohl noch einmal sehen," sagte Vater Baumann langsam und vor sich hinnickend, „den Wald und die Wiesen und die Felder auch."

„Nächsten Sonntag, Vater," erwiderte darauf Max, „wollen wir uns eine Droschke nehmen, da fahren wir hinaus."

„Nein," sprach Vater Baumann, „wenn wir in den Georgsgarten fahren, dann ist's schon genug. Ich hätte nachher wieder zu viel Sehnsucht."

(Fortsetzung folgt.)

Vorbereitungen für die Kaisertage in Ungarn.

* Pest, 8. Sept. Gestern ist der Ceremoniell-Direktor Ritter v. Löbenstein aus Wien eingetroffen, um für die Ankunft des Hofes und des deutschen Kaisers die notwendigen Vorbereitungen zu treffen. Im Ofener Königsschlosse wird eifrig gearbeitet. Die auf die Donau gehenden Fremdenzimmer, in denen Kaiser Wilhelm wohnen wird, werden prunkvoll ausgestattet. Die Einrichtung dieser Gemächer dürfte zumindest eine Woche in Anspruch nehmen; es langen ununterbrochen Möbel und Schmuckstücke aus Wien an. Am meisten Arbeit verursacht die Fertigstellung der äußeren Räume, da das neuere Burgthor, durch das der Kaiser seinen Einzug halten soll, wie auch die anstoßenden neuen Burgbauten noch von Gerüsten umgeben sind. In Totis giebt sich der jetzige Schloßherr Graf Franz Esterhazy alle Mühe, seinen hohen Gästen einen würdigen Empfang vorzubereiten. Die äußerer Fassaden des Schlosses wurden prächtig aufgeputzt, die Gemächer alle neu tapeziert und, insofern sie für die beiden Monarchen bestimmt sind, mit kostbaren Möbeln aus der Wiener Hofburg und dem Schönbrunner Schlosse ausgestattet. Je zehn Zimmer stehen jedem der beiden hohen Herren zur Verfügung. Da sich König Albert von Sachsen, den die Teilnahme an den Manövern in Bayern sehr angestrengt haben soll, entschuldigt hat, ist es möglich geworden, ohne besondere Einschränkung im Schlosse auch für das Gefolge des deutschen Kaisers und die ihm zum Ehrendienste zugeteilten Offiziere Wohnung zu schaffen. Die Häuser des kleinen Ortes werden alle geschmückt und an zwei Abenden festlich beleuchtet. Für den Abend des Sonntag, dem Ankunftstage Kaiser Wilhelms, ist ein großes Feuerwerk auf dem Schloßteiche in Aussicht genommen. Dabei erzählt man sich im Schlosse „unter dem Siegel der Verschwiegenheit", daß eine ganze Schlacht vorgeführt werden soll. In der Mitte des Teiches wird sich eine Nachbildung der siebenbürgischen Burg Hunyadis „Vajda Hunyad" erheben und diese Burg wird von zwei Seiten bestürmt werden. (Köln. Ztg.)

„Unverbrennbares" Holz.

Vor einigen Wochen fand in London im Parke des Hurlingham-Klubs eine Brandprobe mit einem chemisch behandelten Holze statt, die jeden, der ihr beiwohnte, überzeugen mußte, daß es sich dabei um eine der bedeutungsvollsten Neuerungen auf dem Gebiete der feuersicheren Bauweise handelte. Es waren zwei völlig gleiche, durchweg aus Holz gebaute einstöckige Häuschen mit geviertförmigem Grundriß von 3,35 m Seitenlänge errichtet, das eine aus gewöhnlichem, das andere aus unverbrennbar gemachtem Holze. Die Häuser standen auf vier Eckpfählen, hatten einen 75 cm über der Erdoberfläche befindlichen Fußboden, und das vierseitige Zeltdach lief in einen weiten, ebenfalls hölzernen Schornstein aus, der, unten und oben offen, einen vorzüglichen Zugschlot gab. Der Raum zwischen dem Fußboden und der Erdoberfläche war mit durchbrochener Holzverkleidung versehen. Die Wände waren außen und innen mit Brettern verkleidet, zwei derselben waren mit Thüren, zwei mit Fenstern durchbrochen. Beide Gebäude wurden gleichzeitig in Brand gesteckt, was dadurch geschah, daß je ein an der Windseite derselben aufgehäufter Stoß von ölgetränktem Holz und Sägespänen angezündet wurde. Wie zu erwarten war, brannte das Haus von gewöhnlichem Holze innerhalb einer halben Stunde vollständig zu Asche. Dagegen war es unmöglich, das Haus aus chemisch behandeltem Holze in Brand zu setzen, trotz der dafür außerordentlich geeigneten Konstruktion, die mit ihren Oeffnungen unterhalb des Fußbodens, den hohlen Wänden und dem großen Holzschlot im Dache gewiß das höchste Maß von Feuergefährlichkeit darstellte. Die Flammen umzüngelten das Gebäude in heftigem Brande bis über das Dach, aber sie vermochten nur die Oberfläche der Bretter zu verkohlen, und der äußere Holzstoß brannte nieder, ohne dem Gebäude einen andern Schaden gethan, als die durchbrochene Bretterverkleidung unterhalb des Fußbodens, da, wo der brennende Holzstoß sie unmittelbar berührte, in geringem Maße beschädigt zu haben. Merkwürdiger als diese Thatsache war vielleicht der Umstand, daß die Innentemperatur des Hauses, während die Flammen des brennenden Holzstoßes seine Außenseiten umloderten, durchaus unverändert blieb; man konnte ruhig in das Gebäude eintreten und durch ein Anlegen der Hand an die innere Holzverkleidung sich überzeugen, daß nicht einmal diese erwärmt war. Nach Ablegung dieses Versuches wurde ein andrer vorgenommen. Im Innern des Gebäudes war eine aus $2^1/_2$ cm starken Brettern des chemisch behandelten Holzes gezimmerte Kiste aufgestellt und mit einem Stoß von ölgetränktem Holze um- und überbaut. Der Stoß wurde angezündet und brannte um die Kiste herum zu Asche, ohne dieser oder der inneren Holzverkleidung des

Hauses irgendwelchen Schaden gethan zu haben. Die Kiste war mit Druckheften gefüllt, welche vollständig heil, ja nicht einmal erwärmt, herausgenommen wurden.

An der vollständigen Unverbrennbarkeit des chemisch behandelten Holzes kann kein Zweifel bestehen. Dabei ist die ganz auffallende Unfähigkeit der Wärmeleitung noch besonders zu vermerken. Die chemische Behandlung ist in Amerika erfunden und besteht darin, daß dem Holze unter hohem Druck seine natürlichen Säfte entzogen werden und statt ihrer eine gesättigte Lösung von gewissen Salzen eingepreßt wird. Aeußerlich erleidet das Holz dadurch keinerlei Veränderung, auch Geruch und Farbe werden nicht beeinflußt, nur das Gewicht wird etwas erhöht. Zur kaufmännischen Ausnutzung der Erfindung hat sich in England eine Aktiengesellschaft (The British Non-Flammable Wood Co. Limited, No. 2 Army & Navy Mansions, Victoria Street, London S. W.) gebildet. Die Kosten für die chemische Behandlung von 100 Geviertfuß einzölliger Bretter betragen 20 M., was etwa 2.10 M. für das Quadratmeter ausmacht. Das Holz soll in Amerika schon seit Jahren eingeführt sein und sich für Zwecke des Häuser- wie namentlich auch des Schiffbaues vorzüglich bewährt haben.

Verschiedenes.

Der Kaiser huldigt, wie es heißt, selber dem Kartenspiel nicht, über die Spielkarten aber, die bei ihm in Gebrauch sind, wird in Berliner Blättern folgendes mitgeteilt: Sie sind in einer Altenburger Spielkartenfabrik gefertigt und zeigen altdeutsche Muster. Die Rückseite ist einer symbolischen Darstellung des Dreibundes gewidmet. Der preußische Adler, der österreichische Doppeladler und das silberne Kreuz von Savoyen auf rotem Felde sind von Eichenlaub umschlungen und von der Kaiserkrone überragt; auch in den Ecken sind gleichartige Zeichen angebracht, während das Blatt im übrigen mit kleinen Mustern der „vier Farben" bestreut ist. Die Kartenbilder selbst sind in Zeichnung und Farben sehr ansprechend und geschmackvoll. Die Asse umgeben bronzefarbene Ornamente. Herz-König erscheint mit Spitzbart, großkrämpigem Hut und Hermelin, Pique-König erinnert ein wenig an den Großen Kurfürsten, Carreau-König mutet in seiner schmucken Pracht mit goldverziertem, blauem Barett und gleichfarbigem, herabwallendem Schleier wie ein exotischer Fürst an, Kreuz-König ist eine Fürstengestalt aus dem Mittelalter mit schwärmerischem Ausdruck. Herz-Dame trägt ein Gretchenkostüm, Carreau-Dame erscheint in einer Art niederländischer Tracht, Pique-Dame im Ballkleid mit Fächer. Herz-Bube ist ein mittelalterlicher Krieger im Harnisch, Carreau-Bube ein schmucker blondhaariger Geselle, der mit dem Papagei spielt, Kreuz-Bube ein Johanniter-Ritter und Pique-Bube ein gewaffneter Räuber.

Die Nacht ist keines Menschen Freund. Der Berliner Hofprediger Frommel, der auf der Kanzel, wie wir nach der „Frkf. Ztg." berichteten, dieses Wort aus der Bibel zitiert hatte, betrachtete es als eine „gute Lektion", als ihn ein „Presbyter" darüber aufklärte, daß jener Spruch aus Seume's „Spaziergang nach Syrakus" stamme. Nun erhält das Blatt eine Reihe von Zuschriften, von denen eine immer weiter als die andere auf die Quellen zurückgeht; nach der ersten ist Gellert der eigentliche Autor in seiner gereimten Erzählung „Die Frau und der Geist". Ein Mitarbeiter der „Frkf. Ztg." schreibt aber jetzt: Auch Gellert ist nicht der Urheber des Wortes „Die Nacht ist Niemands Freund", das schon hundert Jahre vor ihm Andreas Gryphius verwendet. Dieser läßt in seinem Lustspiel „Das verliebte Gespenst" den Diener Cassander sagen: „La nuit est niemands Freund" und ebenso sagt in „Horribilicribrifax" Don Cacciadiavolo: „Die Nacht ist niemands Freund". Gehen wir aber noch hundert Jahre zurück, so finden wir in Johann Fischarts „Geschichtsklitterung": „Ist nicht die Nacht trawrig, od, schwermütig, schläfferig, unlustig, schrecklich, Gespenst grausend, Hexenführig, Katzenmautzig, Todtenleichig, und etwas Höllischerart? Daß sich auch ein Sprichwort daher angespünnen, die Nacht sey niemands Freund, und derwegen Unholdselig, Unfreundlich, ja Feindselig und Feindlich?" — Aus Mosbach wird dem Blatt ferner geschrieben: In einem Büchlein, das hebräisch geschrieben und „Der Zuchtspiegel" betitelt ist, findet sich eine Zusammenstellung von Sprüchen, die teilweise dem Talmud und älteren Werken entnommen, teilweise auch dem Volksmund abgelauscht sind. Jedem hebräischen Spruch folgt eine gereimte deutsche Uebersetzung. Dort ist u. a. als Uebertragung eines hebräischen Spruches zu lesen:

Das Sprichwort zu verstehen giebt
Daß sich der Mensch soll verspäten nit;
Er soll in die Herberg gehn, weil (während) die Sonn' scheint,
Denn die Nacht ist kein Menschen Freund.

Die erste Ausgabe des „Zuchtspiegels" ist in Prag 1678 erschienen.

Ein Veteran der Freiheitskriege. Im Alter von 101 Jahren und 13 Tagen ist in Neuholland bei Oranienburg der Rentier Gottlieb Nölte verschieden. Mit ihm ist einer der letzten Kämpfer aus den Freiheitskriegen dahingegangen. Soweit bekannt, leben jetzt nur noch zwei Mitstreiter, die in jener Zeit der Erhebung Deutschlands in jugendlichem Feuer zu den Waffen griffen. An seinem 100. Geburtstage wurde der Verstorbene noch durch Verleihung des Roten Adlerordens vom Kaiser geehrt. Donnerstag Nachmittag fand vom Pfarrhofe in Neuholland aus die Beerdigung statt. Im Kreise seiner Kinder und Enkelkinder ist ihm der Lebensabend leicht gemacht worden.

Eine neue Flugmaschine. Einen bedeutenden Fortschritt in der Lösung des Flugproblems hat, wie zahlreiche, von hervorragenden wissenschaftlichen und militärischen Autoritäten abgegebene Gutachten bezeugen, der Aeronaut und Flugtechniker Gustav Koch in München zu verzeichnen. Demselben ist es nach bald 20jährigem Studium und Anstellung zahlreicher Experimente gelungen, mit dem Nachweis der physikalischen Grundlage der Flugerscheinung in der Natur nicht nur die Gründe zu erforschen, warum die bisherigen Anstrengungen, die Flugfrage praktisch zu lösen, einen günstigen Erfolg nicht haben konnten, sondern auch den einzigen Weg zu finden, auf dem die Erreichung des angestrebten Zieles möglich erscheint. Angesichts der unstreitig hohen kulturellen Bedeutung, welche einer Lösung des zu allen Zeiten viel umworbenen Problems beigemessen werden muß, erscheint es heute nicht allein wünschenswert, sondern im Interesse aller Kreise, der von Koch erfundenen Schaufelradflugmaschine näher zu treten. Der Gesamtinhalt des Koch'schen Elaborates deutet darauf hin, daß wir es in dem Autor offenbar mit einem der weitest vorgeschrittenen Flugtechniker zu thun haben und seine Ueberzeugung „Wir können fliegen, sobald wir wollen", der Begründung nicht entbehrt. Mögen ihm auch bald zur Ausführung seines so viel Erfolg versprechenden Projektes die erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Die Puppen des Präsidenten Faure. Im „Gaulois" finden wir folgende Anekdote über den Aufenthalt des Präsidenten Faure in Rußland: „Man kann sich keinen Begriff von der rührenden Einfachheit machen, die Präsident Faure in dem Familienleben des Kaiserpaares gefunden hat. Der Präsident der Republik hatte die Aufmerksamkeit gehabt, Geschenke für die beiden kleinen Großfürstinnen nach Peterhof mitzubringen. Und abends nach dem Diner konnte man in einem der Salons der Privatgemächer der kaiserlichen Familie Herrn Felix Faure in vertraulicher Unterhaltung mit dem Zaren sehen, der, nach türkischer Manier auf einem Teppich gelagert, sich mit der Kaiserin köstlich amüsierte, indem er die vom Präsidenten der Großfürstin Olga mitgebrachten Puppen sprechen ließ. Während eines intimen Familienthees war die kleine Prinzessin absolut nicht dazu zu bewegen, den Schoß des Herrn Faure, den sie mit Liebkosungen überhäufte, zu verlassen, und die Kaiserin mußte sozusagen Gewalt anwenden, damit der Präsident sich die Illumination ansehen gehen konnte. Herr Faure begab sich auch täglich zur Wiege der Großfürstin Tatiania, um ihr einen Kuß auf die Wangen zu drücken." (Wirklich „rührend"! D. Red.)

Vanderbilt im Fremdenbuche. Der jüngste Aufenhalt des amerikanischen Krösus Vanderbilt in der Schweiz hat die auri sacra fames einer Menge von Leuten hervorgerufen, die sich dann in Bettelbriefen manifestierte. Tröstlich ist es dabei, daß der Aufenthalt Vanderbilts auch die Fremdenbuchmuse eines Oesterreichers geweckt hat, der in dem Fremdenbuche auf dem Brienzer Rothorn dem Unterschiede zwischen seiner und Vanderbilts Kasse folgenden poetischen Ausdruck gegeben hat:

„Am gleichen Tage war'n wir da
Die Vanderbilts und i;
Die gleiche Gegend hamma g'sehn
I und gewiß aa sie;
Das gleiche Wetter hamma g'habt
Mit Vanderbilts zusamm'n;
Jetzt möcht i nur alk'rat zum Schluß
Das gleiche Geld aa ham'n."

Seltene Jagd. Bei Hamburg in der Elbe schwimmt ein Krokodil — dieses schöne Lied hat jetzt eine Variante erfahren. In den letzten Tagen gab es nämlich in dem bei Krakau an der Weichsel gelegenen Dorfe Mogila unter dem Landvolk große Aufregung. Die Ursache war die Wahrnehmung, das einigemal des Tages ein gräßliches Ungeheuer aus der Weichsel stieg, auf das Ufer kroch und nach wenigen Minuten wieder im Fluß verschwand. Die Phantasie der Bauern sah in diesem Ungetüm einen Nachkommen jenes mythischen „Drachen", welcher der Sage nach einst in einer Höhle in dem dortigen Wawelschlosse gehaust haben soll. In ihrer Angst hatten die Bauern von Mogila sich nach Krakau um Hilfe gewendet. Donnerstag Nachmittag begaben sich von hier einige Herren nach dem Dorfe. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen erblickten sie bei ihrer Ankunft auf dem Ufer der Weichsel ein großes Krokodil. Der Druckereibesitzer Anczyc (sollte der Mann nicht auf gut Deutsch Anschütz heißen?) aus Krakau schoß dreimal auf den gefährlichen Fremdling. Das Reptil fiel schwer verwundet ins Wasser, lebte jedoch noch, bis mehrere Bauern es mit Netzen fingen und mit Keulenhieben töteten. Her Anczyc brachte das Krokodil nach Krakau, wo es in einem Garten liegt, zu dem Tausende von Neugierigen pilgerten, um diese seltene Jagdbeute in Augenschein zu nehmen. Das Krokodil ist zwei Meter lang und hat ein Gewicht von etwa 30 Kg. Man glaubt, daß es einer Menagerie, die unlängst hier war, entrommen sei und sich in die Weichsel geflüchtet habe. Auffallend ist aber, daß der Besitzer der Menagerie dies der Behörde nicht angezeigt hat.

Pietro Mascagni. Die Nachricht von dem angeblichen Selbstmordversuche Mascagni's hat nicht verfehlt, auch außerhalb Italiens eine gewisse Bewegung hervorzurufen. Die Freunde des Künstlers sprechen entrüstet von einer unwürdigen Intrigue, die mit dieser falschen Meldung von den Feinden des Komponisten ausgeheckt worden sei. Ein in Wien lebender Freund Mascagni's teilt der „N. Fr. Pr." in dieser Richtung noch Folgendes mit: Als ich die Nachricht von dem Selbstmordversuche Mascagni's vernahm, bezweifelte ich gleich die Richtigkeit der Angaben. Um mir jedoch Gewißheit zu verschaffen, depeschierte ich sofort nach Pesaro und erhielt nach einigen Stunden die erfreuliche Antwort, die Sache sei unrichtig, die Feinde Mascagni's hätten das böswillige Gerücht von einem Selbstmordversuche des Komponisten in die Welt gesetzt. Dadurch wollten sie ihn offenbar in seiner Stellung als Director des Rossini-Konservatoriums in Pesaro kompromittieren. Mascagni fühlt sich gerade jetzt, nachdem er nun auch die Mißhelligkeiten im Konservatorium zu Pesaro überwunden hat, daselbst sehr wohl. Der Komponist wollte, als er im Jahre 1895 die Leitung des Konservatoriums übernahm, daselbst manche Uebelstände ausmerzen und einen neuen frischen Zug in das Kunstinstitut bringen. In diesem Beginnen stieß er auf manchen Widerspruch von seiten einzelner Professoren und Schüler. Doch gelang es ihm, der das volle Vertrauen des Kuratoriums besitzt, mit seinen Reformideen durchzudringen. Mit der reichlich dotierten Stellung in Pesaro stehen auch die Ausstreuungen seiner Feinde im vollen Widerspruche, Mascagni lebe in Nöten. Er hat eine fürstlich eingerichtete Wohnung zur freien Benützung und bezieht als Direktor des Rossini-Konservatoriums einen Gehalt von 60 Frcs. per Tag. Außerdem erhält er von Sonzogno für die Verpflichtung, alle seine Werke dem bekannten Verleger in Mailand zu übergeben, ein monatliches Fixum von 1000 Frcs. In der jüngsten Zeit gerade äußerte Mascagni, der mit zärtlicher Liebe an Weib und Kindern hängt, sein Behagen über seinen Aufenthalt in Pesaro. Während er früher infolge des ständigen Arbeitens bei Nacht schmächtig und nervös war, erfreut er sich nunmehr einer blühenden Gesundheit, die auch in einer gewissen Körperfülle zum Ausdruck gelangt. So sagte er auch lachend zu seinen Freunden: „Ich bin hier in Pesaro ein rechter Bourgeois geworden." Mascagni beabsichtigt, den Urheber des böswilligen Gerüchts, dem man auf der Spur sei, zu verfolgen.

Die Glocken Vinetas. „Bekannt ist," so schreibt ein Mitarbeiter des „Prometheus", „die Sage von der reichen Stadt Vineta, die um des Uebermutes ihrer Bewohner willen vom Meere verschlungen wurde, aber noch heute in der Tiefe ein gespenstisches Leben weiter führt. Nicht selten soll gar der einsame Wanderer an Sonntagsmorgen, doch nur, wenn er selbst ein Sonntagskind ist, in der Stille der Dünen den Klang der Kirchenglocken aus der Tiefe der See vernehmen, die noch immer die Bewohner der längst versunkenen Stadt zur Kirche rufen. Gewiß hat schon Mancher über die aus dieser Sage stammende fromme Einfalt gelächelt, und auch ich habe es wohl früher gethan, bis es mir geschah, daß ich die Glocken aus der See, zwar nicht der Ost- aber der Nordsee, mit eigenen Ohren läuten hörte und einsah, daß auch hier, wie so oft, dem alten Volksglauben doch etwas Wirkliches zu Grunde liegt. Es war im Juli 1895 zu Wittdün auf Amrum, morgens halb 5 Uhr. Das Fenster war halb geöffnet, ein klarer Morgen schien herein, kein Laut des Lebens war vernehmbar, selbst der fast nie rastende Wind schien zu schlafen. Ich glaubte noch zu träumen, als ich durch das regelmäßige Brausen der schwachen Brandung hindurch bald schwach, bald stärker anschwellend, tiefe Glockentöne vernahm, wie von einem fernen, vollstimmigen, wohl abgestimmten Geläute. Geisterhaft, wie von etwas Körperlosem aus unbestimmbarer Ferne kommend, schwebten die Töne in der Luft, übertönten die Brandung und mischten sich mit ihr. Eine Täuschung war nicht möglich; so scharf ich horchte, und ich habe ziemlich musikalische Ohren, die Töne blieben. Ich trat ans Fenster, sie wurden nur deutlicher. Ein wirkliches Glockenläuten konnte es nicht sein, denn um ½5 Uhr morgens und alltags läuten in protestantischen Ländern keine Kirchenglocken, ganz abgesehen davon, daß es ein so schönes Geläute in Hörnähe dort überhaupt nicht giebt. Noch lange lauschte ich den tiefen Tönen, zugleich über ihre Herkunft nachdenkend, bis sie mir klar zu werden anfing. Das regelmäßige Geräusch der Brandungswogen selbst mußte es sein, das sich von einer langen Küstenstrecke her unter der günstigen Bedingung vollkommener Stille zu tiefen musikalischen Tönen zusammenfand, die ihrerseits wieder unter sich noch tiefere Kombinationstöne erzeugten. Letztere halte ich sogar ihres eigentümlich ergreifenden Charakters wegen an dieser seltsamen Naturmusik für sehr stark beteiligt. — Es würde interessant sein, diese Beobachtung von anderen bestätigt zu hören; bis jetzt habe ich leider noch keinen gefunden, der sie gleichfalls gemacht hätte, was indessen vielleicht nur daran liegt, daß die meisten Seebadegäste Langschläfer sind, es auch wohl ihrer mehr oder weniger beschädigten Nerven wegen sein sollen. Auf diese Art habe ich also Vinetas Glocken läuten gehört, und bin doch kein Sonntagskind."

Humoristisches.

Zeitungshumor. „Ein junger Professionist, Fleischer" äußert im Anzeigenteil des „Boten vom Geising" (Nr. 105) den Wunsch, sich „mit einem jungen Mädchen von 20—40 Jahren zu verheiraten." Eine Jungfrau von 40 Jahren wird wohl nur, wenn sie sehr viel Geld hat, noch ein junges Mädchen genannt. — Die „Rems-Zeitung" in Gmünd (Nr. 197) berichtet über das Eintreffen unseres Kaisers in Würzburg: „Auf dem prächtig geschmückten Bahnhof hatte sich der Prinzregent in bayrischer Generalsuniform mit der Prinzessin Ludwig im Arm zur Begrüßung eingefunden." Dieser enge Zusammenschluß hat gewiß die Herzlichkeit und Gemütlichkeit des Empfanges erhöht, wenn er sich auch nicht ganz mit der Etikette verträgt. — Die „Hagenauer Zeitung" vom 2. September schreibt in Beziehung auf die bevorstehenden Manöver: „Es ist wohl selbstverständlich, daß Truppenübungen, zu denen so gewaltige Massen aufgeboten sind, das Bild einer Schlacht eindrucksvoller und der Wirklichkeit näherkommend veranschaulichen können, als dies bei kleineren Truppenkörpern der Fall ist. Darum sieht man sowohl in militärischen als auch in Lakaienkreisen den am 5. Sept. beginnenden Kaiser-Manövern mit Spannung entgegen." Das ist nicht hübsch gesagt. (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Aus der Kaserne. „Levy, jetzt sollt' Sie der Rabbi Ben Akiba exerzieren sehen! Ich glaube nicht, daß er die Unverschämtheit hätte, zu sagen, daß das schon dagewesen!" (Fl. Bl.)

Litterarisches.

— Im Verlage von Lipsius u. Tischer in Kiel ist eine zweite Schrift des durch seine „Sozialdemokratie in Theorie und Praxis" weithin bekannten Kieler Werftarbeiters Theodor Lorentzen erschienen. Für die nächste Beratung einer Marinevorlage dürfte diese Schrift, betitelt: „Der Reichstag und die Flotte", nicht ohne Bedeutung sein. Die Marinetabellen des Kaisers sind darin eingehend erläutert, die nur kurzen kaiserlichen Bemerkungen weiter ausgeführt und die feindseligen Aeußerungen der „Freisinnigen Zeitung" und der „Frankfurter Zeitung" gründlich widerlegt. Lorentzen widerlegt die so oft gebrauchten Schlagworte der Opposition von „Weltmachtflotte" und „uferlosen Flottenplänen" und weist überzeugend nach, daß unsere Flotte in den letzten 10 Jahren statt stärker nur schwächer und unbrauchbarer geworden ist, so daß sie zur Zeit nur ungefähr halb so stark ist, als sie nach dem 1873er Flottengründungsplan sein soll, wogegen die Flotten unserer Nachbarn in dieser Zeit bedeutend verstärkt und den Anforderungen der Neuzeit entsprechend neu ausgerüstet sind. Jedem Patrioten können wir die Lektüre der Schrift, die für 50 Pfg. vom Verlag direkt oder durch jede Buchhandlung zu beziehen ist, bestens empfehlen.

— Eduard Engel, Geschichte der englischen Litteratur (mit einem Anhang: Die Nordamerikanische Litteratur). Vierte Auflage. Verlag von Julius Bädeker. Es handelt sich hier nicht nur um eine neue Auflage (die 4.), sondern um eine völlig neue Bearbeitung des wohlbekannten Werkes. Bücher dieser Art bedürfen, wenn sie nicht veralten sollen, immer neuer Studien, und Eduard Engel hat diesmal von Grund aus neue Arbeit gemacht. Diese neue Auflage behandelt thatsächlich die ganze schöne und schönwissenschaftliche Litteratur Englands und Nordamerikas und zwar unter Ausscheidung alles dessen, was ohne bleibende Bedeutung ist und höchstens den philologischen Fachmann angeht. Indessen es behandelt auch die ältesten Zeitabschnitte mit gründlichster Ausführlichkeit und das Shakespearesche Zeitalter ist so eingehend wie in keinem anderen Buche bearbeitet worden. Aber auch die neueste Litteratur, die in allen ähnlichen Werken übers Knie gebrochen wird, hat in Engels Litteraturgeschichte die liebevollste Darstellung gefunden. Ein Kapitel, wie z. B. das über das neueste englische Drama, fehlt überhaupt bis jetzt in allen Werken dieser Gattung. Engels Geschichte der englischen Litteratur ist in Wahrheit das einzige Buch, das in handlichem Umfange (35 Bogen) die gesamte Litteratur Englands und Nordamerikas enthält, auf strengwissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist und sich doch zugleich durch seine frische Darstellung an das große gebildete Publikum wendet, überdies durch die Beigabe sorgfältiger Quellennachweise auch zugleich für die Schüler der höheren und höchsten Lehranstalten als Handbuch von besonderem Werte ist. Dabei ist der Preis, um es den weitesten Kreisen der Gebildeten leicht zugänglich zu machen, so billig angesetzt wie bei keinem anderen Werke über denselben Gegenstand: nur 5 Mark. Und um die Anschaffung auch kleineren Börsen zu erleichtern, erscheint es in fünf 1 Mark-Lieferungen von je 7 Bogen.

Arithmogriph.

1 3 2 4 2 Märchengestalt.
2 3 4 2 5 Metall.
3 5 8 3 2 5 Land in Asien.
4 2 5 4 2 braucht der Landmann.
2 5 9 2 schmackhafter Vogel.
5 3 7 Fluß in fremdem Erdteil.
6 3 7 8 Kunstwerk.
3 7 9 3 4 kleines Raubtier.
7 2 3 2 1 Musikinstrument.
8 3 2 6 Verbrecher.
2 4 4 2 5 deutsche Industriestadt.
9 1 2 3 6 2 3 4 im Winter auf Strömen.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten ergeben ein Sprichwort.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.